

Der Zürcher Goethefund

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **03.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frey sowohl als Meyer geben Balladen, welche der Jugend ihre durch die ältere deutsche Poesie geweckten Vorstellungen von der historischen Vergangenheit mächtig vertiefen, innig verfeinern und in die herrlichsten Farben tauchen würden. Man denke nur an die sprachlichen Mittel dieser Dichter!

Vielleicht wären Dialektgedichte von Frey und Lienert in unserm Lesebuch angebracht. Zwar trägt die Mundart für die Jugend keinen Nimbus; sie steht ihr zu nahe. Die einfache Innigkeit, die schlichten Stoffe, welche das Dialektgedicht verlangt, bedeuten ihr noch zu wenig. Niemals wird das Kind Hebel nach Gebühr verehren. Er muss schon Geisterbesuch oder eine die silberne Kunkel drehende Tochter des Waldquells aufbieten, um seine Gunst zu gewinnen. Aus den mundartlichen Naturliedern, kleinen Tierstücken, Kinderliedern und poetischen Erzählungen Lienerts wären entzückende Beiträge ins Schulbuch zu holen.

Ein Sekundarschullesebuch, welches innerhalb der ihm gesetzten Grenzen, an allen künstlerischen Quellen schöpfte, würde auch ein Volksbuch ersten Ranges werden.

Zum Schlusse möchte ich ausdrücklich betonen, dass es mir in erster Linie nicht um einen kritischen Gang durch das zürcherische Sekundarschullesebuch zu tun war. Aber ich konnte meine Anschauungen und Begehren nicht ins genügende Licht rücken, ohne das Buch zu beleuchten, das uns am nächsten liegt. Nicht Kritik ist mein Amt, nicht Tadeln mein Begehren. Ich möchte bloß diejenigen, die die Hand am Pfluge haben, anrufen und bitten, sich dieser Dinge anzunehmen und unseren Kindern poetische Lektüre zu verschaffen, die sie befördert und beglückt.

ANNA FIERZ



DER ZÜRCHER GOETHEFUND

Der Planet Neptun wurde zuerst berechnet und nachher entdeckt. Nicht anders kennt man sich heute in Goethes Werken so gut aus, dass der ursprünglichen Fassung des „Wilhelm Meister“, ob sie auch bislang verborgen geblieben war, recht gut ihr Platz angewiesen werden konnte; man wusste von Zeitgenossen

wie Herder, worin der Hauptunterschied bestand, und hatte so ein Kriterium zur Prüfung dieses hochbedeutsamen, in unsern Tagen endlich wieder ans Licht geförderten Dokumentes. Seine Erhaltung verdanken wir der Sorge der Frau Barbara Schulthess; sie war es, die zusammen mit ihrer Tochter von dem ihr zur Einsicht gesandten Manuskript eine Abschrift nahm.

Herr Dr. Gustav Billeter, Professor am Gymnasium in Zürich, ist wohl nicht der einzige Professor, der jemals die mit feinen Buchstaben bekritzelten Briefböglein in die Hand bekam, wohl aber der einzige, der ihren Wert erkannte. In einer Broschüre¹⁾ hat er über seine Entdeckung und die ersten von ihr empfangenen gewaltigen Eindrücke referiert, außerdem reiche Proben gegeben, so dass man mit Spannung der vollständigen (hoffentlich einem einheimischen Verlag übertragenen) Publikation entgegensieht. Von den sechs Büchern dieses später in vier Bücher (und einige Kapitel) zusammengezogenen Romans sind die beiden ersten, soweit sie Neues enthalten, vollständig, die andern nur in Auszügen, abgedruckt; doch lässt sich bereits ein deutliches Bild des Ganzen, namentlich der poetisch am höchsten stehenden Ouverture gewinnen.

„Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, die nun machtvoll zu auferstehen beginnt, predigt auf jeder Seite, dass Goethe bei der Schlussredaktion des „Wilhelm Meister“ eine Sünde wider den heiligen Geist der Inspiration begangen hat. Missvergnügt, von außen gedrängt, machte er sich geraume Zeit nach der italienischen Reise an den Abschluss, indem er mit Schere und Kleister ein Bekenntnisbuch in einen wohltemperierten Roman verwandelte; persönlichste Auslassungen, die uns heute besonders wertvoll sind, kürzte er schonungslos, und die ganze Entwicklungsgeschichte Wilhelms bis zu seiner Bekanntschaft mit Mariane legte er dem Helden als Erzählung in den Mund, worüber das süße Mädel mit Recht einschläft. Der fördernde Umgang mit Menschen von höherer Kultur, den der „Wilhelm Meister“ von Anbeginn schildern und verherrlichen sollte, hatte sich am Dichter selbst, als er den Schlussstrich der bisher allein bekannten Fassung zog, durchaus nicht

¹⁾ Goethe. *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ von Dr. G. Billeter. Verlag von Rascher & Cie. in Zürich.

ausschließlich förderlich erwiesen; die Maske höfischer Steifheit begann dem Dichter in Fleisch und Blut überzugehen, und von seinem Humor, der ihm einst golden vom Herzen quoll, war nicht viel mehr als eine feierlich-süße Miene zurückgeblieben.

Der aufgefundene Ur-Meister lässt wieder den jungen Goethe vor uns aufleben; er ist ein Werk der deutschesten Epoche dieses deutschen Dichters. Gefühlt, gedacht, geschrieben, mitgeteilt in der Weimarer Zeit, dem Jahrzehnt vor der Flucht nach Italien: mit all' der leuchtenden Symbolik des Jugendstils im Wort und doch schon gebändigt von der großen, überlegen fortschreitenden Linie im Satz-Rhythmus! Vielleicht kann nur ein Mann vom Handwerk die richtige Bewunderung dafür aufbringen, wie jeder Abschnitt das zu Sagende restlos und doch scharf begrenzt, gleich einer geprägten Münze, zum Ausdruck bringt; der naive Leser aber wird sich genießend in die ihr Schicksal leidenden Seelen vertiefen, die uns die Sonne eines durchdringenden und doch gütigen Geistes bis in letzte Tiefen erleuchtet.

Wilhelm Meisters theatralische Sendung ist vom Dichter in jenen Jahren geschrieben worden, die der Mitte unseres Lebens benachbart sind; und tatsächlich halten sich die beiden uralten Ringer in der Welt des Geistigen, Gefühl und Erkenntnis, wunderbar die Wage. Hier trifft man auf keine Formen, die nicht vom warmen Erleben prall gefüllt wären, und kein Gefühl schreit auf, das nicht von der Form seinen Adel erhalten hätte. Feuer und Fassung schaffen hier eine Welt für sich, in der ein jugendlich elastischer Geist ewig rege nach Erlebnissen und Erkenntnissen dürstet.

Im Vordergrund des Interesses stehen naturgemäß Mariane und Wilhelm. Das immer wiederkehrende Verhältnis einer notgedrungen raffinierten Schauspielerin und einem naiven Jünger ihrer Kunst hat hier eine typische Schilderung erfahren. Namentlich mit der Gestalt Marianes lässt sich, was psychologische Vertiefung anbelangt, nur noch Gretchen vergleichen; auch Mariane bewahren wir bis zu ihrem letzten, unverhofften Verschwinden von der Bildfläche eine verzeihende Teilnahme, die tatsächlich aus dem Verstehen erwächst, das uns der Dichter durch seine Darstellung vermittelt. Aber das lässt sich bloß von der Urfassung sagen; in der Schlussredaktion wirkt Mariane, da dem Leser die

Vorbedingungen ihres gegenwärtigen Zustandes vorenthalten werden, mehr als problematisch, und die Entrüstung Herders über den menschlich wie künstlerisch unvermittelten Beginn des Romans, hatte nicht nur in religiös-sittlicher Beschränktheit ihren Grund.

Wilhelm selbst offenbart sich als geistige Persönlichkeit erst im zweiten Buch, dann aber ausgiebig. Sein Freund, der Kaufmann Werner, vertritt (wie in der Schlussredaktion) den praktischen Standpunkt; neu ist dabei, dass er Wilhelms ältere Schwester, Amelie, geheiratet hat, die zuletzt auch in den Dialog hineinspricht und Wilhelms Dichtungen gegen seine mörderische Selbstkritik in Schutz nimmt. Hier finden sich große Partien biographischen Inhalts, aber auch ästhetische Untersuchungen über das Drama, speziell über die Tragödie, die einen merkwürdig modern anmuten; und aus zwei Versstücken Wilhelms erhalten wir sogar Proben mit Kommentierung im Gespräch.

Wenn wir das persönliche Interesse in Abzug bringen, das diese Stellen heute für uns besitzen, so verstehen wir bei dem zweiten Buch schon besser, warum Goethe dem Ganzen zu liebe kürzte. Freilich wird erst die zusammenhängende Lektüre der Urfassung über viele künstlerische Fragen entscheiden können; aber dass Goethe am ersten Buche in ganz unbegreiflicher Weise sich versündigt hat — nicht nur durch Kürzungen, sondern auch einmal durch eine ganz unmotivierte Einschlebung — das darf schon heute ausgesprochen werden. Im übrigen zeigen die beiden jetzt bekannten Fassungen des „Wilhelm Meister“, dass Goethe auf dem von jedem Künstler mehr oder weniger weit durchschrittenen Weg vom chaotischen Eigengefühl zu einem allgemein gültigen Stil von verschiedenen Faktoren nicht durchweg günstig beeinflusst wurde: das Weimarer Hofleben, das in Italien abgöttisch verehrte antike Kunstideal, der Intellektualismus Schillers waren Elemente, die sich in einer gewissen Etikette und Manier wohl vereinigen mochten, dem Innern Goethes aber zuwider waren und von ihm nicht ohne Nachteil in sich aufgenommen wurden.

Man hat im allgemeinen keine Ursache, die Jugendwerke eines Künstlers besonders hoch zu stellen; aber bei Goethe ist es anders. Jugend im besten Sinne ist ihnen eigen; seine Jugend, die noch im Leben durch kein anderes Erdengut ersetzt werden

kann, die ihr Gebäude vielleicht unregelmäßiger baut, aber es dafür in um so größeren Tiefen verankert. Dass die neuentdeckte Ur-Fassung des „Meister“ in Goethes Entwicklung dort steht, wo der Weitblick und die Besonnenheit des ausgereiften Künstlers noch nichts vom warmen Empfinden der ersten Lebenszeit eingebüßt haben, wo noch nichts zu jener feierlichen Formelhastigkeit erstarrt ist, wie man sie im Briefwechsel Schiller-Goethe gelegentlich findet — also im Zentralwendepunkt seines Werdens — das ist, was dieses neu entdeckte Werk so wichtig macht und dem Charakterbild des großen Dichters eigentlich erst seine letzte Vollendung verleiht.

ZÜRICH

KONRAD FALKE



LUEGER

EINE ERINNERUNG VON Dr. PAUL GYGAX, ZÜRICH

Es war im November des letzten Jahres, am Ende einer Ferienreise. Wenige Wochen vorher hatte der Verein für Sozialpolitik seine Tagung in Wien abgehalten und an der kommunalen Sozialpolitik dieser Stadt keinen guten Faden gelassen. Die so heruntergemachte Wiener Gemeindepolitik war es, die meine Neugierde reizte und schließlich zu einer kurzen Begegnung mit Dr. Lueger führte. Warum nicht diesen Allgewaltigen aufsuchen, von dem die Zürcher Sängler noch heute schwärmen, wenn man doch einmal in Wien ist? Journalisten haben es ja leicht, bei den Mächtigen dieser Erde ein paar Minuten Aufmerksamkeit zu ergattern.

Von hochstehender Seite erhielt ich eine warme Empfehlung, die mich keinen Augenblick im Zweifel ließ, dass ich vorgelassen werden dürfte. Die Sache schien mir Ahnungslosem also soweit in Ordnung zu sein. An einem Donnerstag morgen begab ich mich ins Rathaus. Bis zu dem sogenannten „Präsidialbureau der Stadt Wien“ hatte es keine Schwierigkeiten, aber dort ging's an. Es wurde mir wohlwollend bedeutet, für Audienzen wäre heute kein günstiger Tag, zudem sei seiner Exzellenz des Herrn Bürgermeisters Geburtstag. Ich ließ mich aber nicht abhalten, sondern bestand auf meinem Schein; zudem ging mein Ferienurlaub jäh dem Ende entgegen. So drang ich denn weiter vor bis zur Türe des ersten Bürgermeisters, d. h. seines Empfangssaales. Eine kleine bewegliche Erscheinung, ein Kaiserlicher Rat im Galaanzug, hielt dort Wache. Er musterte zunächst meine recht anspruchslose Reisetoylette mit fragendem Blick; dann legte er das Empfehlungsbillet mit kritischem Achselzucken kalt lächelnd auf den Kanzleisch. Für den Bureaukraten war ich nicht mehr vorhanden. Unterdessen schwoll die Zahl der Besucher von Viertelstunde zu Viertelstunde an. Auch die Begrüßungstelegramme und Geburtstagsbouquets häuften sich zu Bergen. Mir wurde ungemütlich und im Stillen hatte ich mich bereits damit vertraut gemacht, nach Zürich zurückkehren zu müssen und weder Lueger noch die Wiener Gemeindebetriebe gesehen zu haben.